

Geisterhaus

Freitag, der Dreizehnte, Sturm heult durch die Nacht,
durch Vollmond erweckte Gespenster, knorrige Eichen erwacht.
Ein Uhu schreit alarmierend, leise und bedacht,
wer sich dem alten Herrenhaus nähert, hat Unheil entfacht.

Die Äste knacken schwer unter jedem Schritt,
ein Schauer jagt den Rücken herunter, ein eiskalter Ritt.
„Haut ab! Sofort!“ hallt es warnend durch die Nacht,
die Geister sind hier, unbemerkt, unbedacht.

Die Haustür, moosbewachsen, öffnet sich knarrend weit,
hinein in die leere Villa, die Dunkelheit schreit.
Knarzende Stufen führen stolpernd empor,
ein todbringendes Haus stand in der Zeitung, ein Horror.

Neugier trieb sie her, doch hätten sie's besser nie gelesen,
vom Dachfenster fällt der Blick auf Garten und schaurig Wesen.
Ketten rasseln, unheilvolles Lachen hallt durch die Zeit,
wer hier sein Spiel treibt, bleibt verborgen und weit.

Vor hundertfünfzig Jahren, Ketten, Schweiß und Pein,
Menschen schufteten, gebrochen, auf Feldern tagein.
Todbringende Peitschen, Körper verunstaltet,
weiterhin wandeln sie, vom Vollmond verwaltet.

Fenster knallen, Türen schließen, Schlosser surren laut,
eingesperrt, verloren, das Herz schwer und traut.
Geister dringen durch Wände, ein unaufhaltsames Übel,
verführen die Lebenden, durch Nacht und durch Nebel.

Später dann die Schlagzeile, grausam und kalt:
Fünf Leichen in der Dachkammer – brutale Gewalt.
Verstümmelt, verunstaltet, der Hammer daneben,
und nur das Grauen bleibt ewig an den Nächten kleben.